

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Sammlung - Ausgewählte Werke

in zwei Bänden

Gedichte

Peters, Friedrich Ernst

Hamburg, 1958

Vorwort

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-862

VORWORT

Der schleswig-holsteinische Lyriker, Erzähler und Essayist Friedrich Ernst Peters soll mit dieser Ausgabe allen denen vorgestellt und nahegebracht werden, die in der zeitgenössischen Literatur Klänge wie die seinen vermissen und suchen, bisher aber diesem Dichter und seinem Werk noch nicht oder nur flüchtig begegnet sind. Einzelausgaben seiner Bücher, um deren Herausgabe vor allem die Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung (Vandenhoeck & Ruprecht) in Göttingen sich verdient gemacht hat*, sind entweder vergriffen oder liegen in einer durch die Zeit des Erscheinens in und kurz nach dem zweiten Weltkrieg bedingten mangelhaften Ausstattung vor, über die nur *der* Leser hinwegsieht, der schon *weiß*, welch inneren Gewinn sie ihm bringen. Daneben diene ein Querschnitt durch Peters' Schaffen (Ausschnitte aus der Lyrik und Prosa), den der Verlag Hildegard Bernaerts in Schleswig zum 65. Geburtstag des Dichters unter dem Titel „Gebild und Leben“ herausbrachte, als dankenswerter Notbehelf.

Auch diese Ausgabe enthält nur einen Teil von Peters' Dichtungen. Sie beschränkt sich auf die Lyrik, die aber mit Einschluß von bisher noch unveröffentlichten Gedichten so gut wie vollständig dargeboten wird (weggelassen ist nur das, was dem Dichter selbst als nicht wesentlich erscheint), und auf sein charakteristischstes und persönlichstes Prosawerk, „Preis der guten Mächte“. Dieses 1935–1940 entstandene Abbild der menschlichen Gesellschaft, das in der Erzählung von Vorgängen in einer kleinen dörflichen Welt mit durchaus eigenartiger Verdichtung ausgemalt ist, einer Welt, die von den guten Mächten zusammengehalten und durch die Zeiten hin über die Klippen des Allzumenschlichen getragen wird, diese „Besinnung und Erinnerung“, die an der beinahe unvergleichlichen Entfaltung einer Jugend die Herdersche Erkenntnis veranschaulicht, der Mensch sei das Ge-

* Diese Ausgaben sind am Schluß des zweiten Bandes dieser Auswahl angezeigt.

schöpf, das wahrhaft durch die Sprache erst geistig existiere, dieses Werk wird nicht nur in ungekürzter Fassung wiedergegeben, sondern es wurde auch noch um einige kostbare Stücke erweitert. So bieten die „Ausgewählten Werke“ wesentliche Dichtungen von Friedrich Ernst Peters geschlossen dar und lassen zugleich die Möglichkeit offen (und nähren den Wunsch), daß sich ihnen später würdige Neuausgaben der übrigen Erzählungen und Betrachtungen anschließen.

Das Erscheinen dieser zwei Bände ist dadurch ermöglicht worden, daß die Regierung des Landes Schleswig-Holstein – in erster Linie Ministerpräsident Kai-Uwe von Hassel und Kultusminister Edo Osterloh, die sich der schöpferischen Kräfte des Landes mit sorgsamer Beobachtung des Notwendigen annehmen – die Voraussetzungen dazu schuf. Der Initiator war Ministerialdirektor a. D. Dr. Dr. Ernst Kracht, Chef der Landeskanzlei bis zum Frühjahr 1958, dessen Name mit der Förderung der schönen Künste in Schleswig-Holstein während der letzten Jahrzehnte untrennbar verbunden bleiben wird. Auch dem Verlag ist der Herausgeber Dank schuldig für seinen Anteil an den Bemühungen um das Zustandekommen der Ausgabe und für die umsichtige Sorgfalt, die er der Drucklegung und Ausstattung angedeihen ließ.

Das Bild des Dichters, dessen Werk die gemeinsamen Bemühungen dienen, läßt sich mit der nötigen Erhellung nur zeichnen vor dem Hintergrund seiner Herkunft und seines Werdegangs, der nur wenige tiefe Einschnitte erfuhr, Einschnitte, die um so bestimmender für seine Entwicklung wurden, als er in ihnen die „guten Mächte“ am Werk erkannte. Friedrich Ernst Peters wurde am 13. August 1890 als Sohn eines Böttchers in dem holsteinischen Geestdorf Luhnstedt (Kreis Rendsburg) geboren. Auf dem Seminar in Uetersen wurde er zum Volksschullehrer ausgebildet. Bald nach Beginn des ersten Weltkriegs, im September 1914, geriet er in französische Gefangenschaft, deren fünf Jahre er einmal als die „hohe Schule“ seiner Jugend bezeichnet hat, die den inneren Menschen ins Weite geführt habe. Im Jahre 1923 wurde er Taubstummlehrer, einige Jahre später Direktor der Landesgehörlosenschule in Schleswig, wo er seit 1955 im Ruhestand lebt. Obwohl er mit dem schleswig-holsteinischen

Literaturpreis und zu seinem 65. Geburtstag mit dem Großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde, ist sein Name bisher nur in einzelnen Strahlen über Norddeutschland hinausgedrungen. Zum Teil liegt das an der Zurückhaltung des Dichters. Peters sucht natürlich die Öffentlichkeit, um die potentiellen Leser vom Dasein seiner Bücher wissen zu lassen, und er stellt sich gern dem Gespräch mit ihr, aber es liegt ihm seiner Herkunft und seinem Wesen nach nicht, sich für seine Publizität zu rühren. Über ein Gespräch mit einem seiner im „Eutiner Kreis“ vereinigten literarischen Weggenossen berichtet er einmal: „Wir kamen überein, daß Knaben unserer Herkunft es schwerer haben als andere, und daß es zunächst eine ungeheuerliche Vermessenheit ist, wenn sie sich mit Künstlerträumen einlassen. In Schleswig-Holstein schien uns außerdem der Drang zu darstellendem Tätigsein meist so unvermittelt und inselartig aufzutreten, wie der Segeberger Kalkfelsen aus der Ebene auftaucht.“

Indem Friedrich Ernst Peters im kleinsten Punkte die größte Kraft sammelt, spiegelt sich ihm aus der Perspektive seines Heimatdorfes Luhnstedt im schleswig-holsteinischen Menschen und seiner Wesensart, die er in liebevoller Gründlichkeit transparent zu machen weiß, die Tragödie und Komödie des Menschen schlechthin. Sein Geist und seine Vorstellungskraft umgreifen von hier aus die Welt im Sinne von Laotse's Wort: „Ohne hinauszugehen, kannst du die Menschen kennen“, ein Wort, das nur aus der Weite, niemals aus der Enge zu begreifen ist, wie denn auch Peters weiß:

„Jede Entscheidung der Zeit wird in den Städten gefällt.
Was unsre Dörfer bewahren auf tragender Ebne des Daseins,
hoch türmt die Stadt es und spitz zu den Entscheidungen auf.
Formende Hände umgreifen den ungestalteten Tonblock,
und das kommende Antlitz dämmert herauf in die Zeit.
Hier muß ich leben, im Kampf stehn . . .“

Wenn Peters sagt, Eroberung des Raumes werde immer nur möglich durch Opfer an Zeit, so bezeichnet er damit zwei Hauptmotive seiner Lyrik, wobei die Eroberung des Raumes, des irdischen wie des geistigen, Zuversicht nährt, die Opfer an Zeit Bangen hervorrufen. Dies findet den ergreifendsten Ausdruck in

dem Gedicht „Törichte Zuversicht“, besonders in dessen letzter Strophe:

„Sicher sind mir: Letztes Linnen,
Grabgeläute, Priesterwort.
Und doch: ‚Wann wirst du beginnen,
wahres Leben?‘ fragt tiefinnen
eine Stimme — immerfort.“

Nicht düsterer Ernst, aber strenge Wahrhaftigkeit, überstrahlt von jenem Humor, der gehörigen Abstand von allem Weltlichen — das eigene Ich eingeschlossen — herstellt, kennzeichnet Peters' Dichtung, die Lyrik sowohl wie die Prosa; aus ihrer Klärung sich die Lauterkeit seiner Sprache und die konkrete Deutlichkeit seiner Bilder, die sich auf ungezwungene Weise ins Sinnbildliche erheben.

Peters' Wesensart und Sprache zeichnen echte Bescheidenheit und verlässliche Gediegenheit aus. Es ist die lautere Wahrheit, wenn er von sich sagt: „Überall habe ich in Stille vor den Schranken gestanden, an denen meine Möglichkeiten enden.“ Mit den Gesetzen und dem Geheimnis der Form, mit den ewigen und auch den zeitlichen Fragen des Stils und der inneren Wahrheit in der Dichtung hat er sich immer wieder verantwortungsbewußt auseinandergesetzt, vor allem in der Sammlung seiner in den Jahren 1936 bis 1944 entstandenen Abhandlungen „Im Dienst der Form“, die er selbst „Zeugnisse eines bewahrenden Sinnes“ nennt, „mit schwacher Stimme“ erhoben im „Getöse jener Zeit“, gegen das sie nichts vermochten. Die ernste, sorgsame Wahrhaftigkeit, die jedes Wort dieses Dichters erfüllt und lenkt, ließ ihn im Jahre 1936 zu einem Fürsprecher des nationalsozialistischen „Gedankengutes“ sagen: „Was eure Amtswalter des Geistes für den Gebrauch des Tages zur Erbauung anbieten, das ist ein Spielzeug für Kinder. Dir möchte ich das Kaleidoskop aus der Hand winden und es hier am Stumpf der Eiche zerschlagen. Du müßtest sehen, was sie in Wahrheit sind, die bunten Sterne . . . es sind ein paar Scherben, und alle Sterne sind plumpe Spiegeltäuschungen. Der Spiegel war von jeher ein unentbehrliches Gerät aller Gaukler.“ Und an einer andern Stelle: „Meint ihr wirklich, der liebe Gott werde sich durch den autoritären Ton einer grob verstofflichten Gemeinschaftsforde-

rung derart einschüchtern lassen, daß er von nun an unterläßt, mit dem einzelnen Menschen zu reden?“

Ernste, sorgsame Wahrhaftigkeit, überschimmert von der Kraft und Güte eines verhaltenen Humors — der leuchtend hervortritt in doppelbödig-heiteren Anekdoten, die Peters zu guter Stunde zu erzählen weiß — und eine auf edle Schlichtheit zielende Werkkunst bestimmen den Stil seiner lyrischen und erzählenden Dichtung ebenso wie den seiner Betrachtungen, unter denen die gründliche, gerade auch das Unwägbare erhellende Einführung „Blaise Pascal, die Sternenbahn eines Menschengeistes“ einen besonderen Rang einnimmt. Peters bekennt sich in gelassenem Gegensatz zu der Auffassung einiger namhafter Zeitgenossen zu der Überzeugung, daß die Dichtung unter einem unverbrüchlichen Sollen stehe: „... sie *soll* dem Menschen helfen, daß er Leben und Tod recht bestehe.“

Mit der gleichen Entschiedenheit wendet sich Peters gegen die „Gedankenturnereien“ und Geziertheiten der Form wie gegen die unmündige Behauptung, Gefühl sei alles: „Darauf kommt es in der Dichtung an, das Gefühl mühevoll durch immer neue Filter des Geistes zu treiben.“ Das aber heißt nun wieder nicht: das Unwägbare herausfiltern und der Ratio das Feld überlassen; Peters sieht den Dichter im Bilde des Boten, der einen Brief zum unbekanntem Herrn trägt und der gehalten ist, in der „Einfalt frommer Botentreue“ die Botschaft in seines Mantels Falten zu bergen, ohne sie neugierig und gewaltsam zu entsiegeln. Es heißt vielmehr, der Sprache Herr zu werden: „Der Dichter nimmt die Sprache nicht als ein Mittel, des Lebens Herr zu werden, sondern in der Sprache steht er in seinem eigentlichen Leben, und eher ist ihm das Leben ein Mittel, der Sprache Herr zu werden.“ Peters' Lyrik ging — in dem ersten Gedichtbuch des Vierundvierzigjährigen, „Totenmasken“ — von einer eigenartigen Beleuchtung des menschlichen Wesensgrundes durch den Schauer und die Würde des Todes aus. Sinnendes Ergriffensein von den Erscheinungen der Natur und des menschlichen Geistes und inständige Auflichtung der Dunkelheiten und Zwiespalte des Lebens in der Zeit sind die Themen, die in den 1938, 1941 und 1948 erschienenen Sammlungen „Licht zwischen zwei Dunkeln“, „Zweierlei Gnaden“ und „Bangen und Zuversicht“ vielfältig,

stets von klaren und genau genommenen Motiven ausgehend, variiert werden.

Friedrich Ernst Peters' erster, 1938 erschienener Roman, „Der heilsame Umweg“, ist eine Frucht der inneren Erfahrung französischen Wesens und Geistes, zu der ihn die Jahre der Gefangenschaft 1914 bis 1920 wie zu einer wunderbaren Fügung und zugleich einer notwendig zu bestehenden Prüfung bereit fanden. Er schildert indes nicht die eigenen Erlebnisse, sondern spiegelt sie mit künstlerischem Bedacht in den Geschicken französischer Gefangener in einem holsteinischen Dorf. Dabei entsteht zugleich ein kritisch gezeichnetes Bild der Vorkriegsgesellschaft hüben und drüben, das manche Züge enthält, die auf künftige Erschütterungen hindeuten. Durch behutsame Beleuchtung aller auszuräumenden Hemmnisse wird der heilsame Umweg zur deutsch-französischen Verständigung aufgezeigt. Aber es ist nicht deklamatorische Forderung, was dieser Roman vorbringt, sondern lebendiges Sichtbarmachen einer immanenten Wirklichkeit von menschlichen Beziehungen, von der Einsicht des Eros in Geist, Seele, Schicksal und Lebensverhältnisse — überall, wo Begegnung in einer Atmosphäre stattfindet, die zum einander Nahesein nötigt und dabei die Spannungen nicht ausschließt, sondern anregend und heilsam werden läßt.

Das gleiche Motiv klingt in der Erzählung „Zwiegesang seliger Geister“ (1944) noch einmal an, nur in anderer Tonart gleichsam, wie sie die Atmosphäre der Kriegsgefangenschaft in Frankreich, die Peters selbst erfahren hat, aber auch ein ganz anderes Moment noch ergibt: die reine Erscheinung und Verkörperung der Kunst in einem frühvollendeten Zwillingenbrüderpaar. Diese beiden Knaben und jungen Männer, Jaan und Joochen, gehören zu den wunderbarsten und ergreifendsten Gestalten in der norddeutschen Literatur der jüngsten Jahrzehnte. Sie haben des Geistes und Schicksals von Mozart und Schubert einen Hauch. Die ersten Regungen des Wesens der beiden sich gleichenden und unzertrennlichen, ebenso zarten wie fest und geradlinig ihrer Bestimmung zustrebenden Jungen lassen erkennen, daß sie „Musik haben in sich selbst“, zum Entzücken der musikbegabten, von Musik durch eine schwere Jugend getragenen Mutter, zum Kummer des Vaters, eines unmusikalischen, doch in

seiner Art prächtigen Pastors, der den Menschen weniger durch sein geistliches Wort hilft als durch seine Fähigkeit, die realen Verhältnisse und Nöte klar zu durchschauen und wirksamen Rat zu geben. Er mag es, unwägbare Gefahren ahnend, nicht hören, wenn die Leute bewundernd sagen: „Pastors Zwillinge — ein Bild.“ Von früh an schwebt das Schwert über ihnen, und es fällt in dem Augenblick, in dem alle Gefahren überwunden und die Jungen, wie die alte Lena sagt, „Kropper Busch vorbei“ zu sein scheinen. Meisterhaft der Aufbau der Erzählung: von der ersten Szene an, die in dem Bangen der Mutter um die todkranken Dreijährigen deren Schicksal vorahnen läßt, über die aquarellhaften und doch scharf konturierten Bilder aus der Jugend der Mutter, die zu den Quellen einer wunderbaren Bestimmung führen, bis zu der Darstellung der Stunde, in der ein Kriegskamerad der Zwillinge den Eltern von ihrem gleichzeitigen Grippetod in einem Gefangenenlager berichtet. Das eigentümlich leuchtkräftige und zugleich beschattete Kolorit der Erzählung ergibt sich aus der Landschaft um Lübeck, die Stadt Dietrich Buxtehudes und seiner Nachfolger, und aus der Zeit, in der sie spielt: den vier Jahrzehnten um 1900. Aber nicht dieses Kolorit macht den Zauber der Erzählung aus, sondern neben der wesentlichen Zeichnung des immerwiederkehrend Menschlichen in den Haupt- und überzeugend lebensvollen Nebengestalten das reine Durchklungensein von einer Musik, aus der das Konzert Nr. 3 in d-moll von Johann Sebastian Bach, der Zwiegesang seliger Geister, sich in höchst kunstvoll durchgeführter Weise als Leitmotiv von Unheil, Liebe und Gnade hervorhebt.

Zwischen dem „Heilsamen Umweg“ und dem „Zwiegesang seliger Geister“ steht die Novelle „Die schmale Brücke“ (1941), ursprünglich treffender „Der Schicksalswürdige“ betitelt. Drei dem Alter nach reife Menschen, der Rektor Peter Hansen, ein Mann der kräftigen inneren Ordnung, die sich auch in der Gefahr bewährt, sein „Jugendfeind“ von der Präparandenzeit her, Werner Hagemann, selbstgefällig schillernden, unfruchtbaren Wesens, und die Lehrerin Ursula Wüstenhagen treffen zu unausweichlichem Verhängnis aufeinander. In der kunstvollen Ver- und Entflechtung von Schein und Sein, von Natur und Unnatur, von bewußten und tiefer eingegebenen Motiven und in

der ungemainen Verdichtung der Atmosphäre spannend drückender Sommertage in einem Ort der Ostseeküste liegt der eigentümliche Reiz dieser Novelle.

Ein anderes Meisterstück niederdeutscher Erzählkunst ist Peters' Roman „Die dröge Trina“ (1946). Das Epitheton „niederdeutsch“ ist hier in einem ganz ungewöhnlichen Sinne zu verstehen. Der Dichter sagt in einem „Nachwort für geneigte Leser und Leserinnen, die nicht das Glück haben, in Baasdorf geboren und aufgewachsen zu sein“: „Die Geschichte von der drögen Trina hätte eigentlich plattdeutsch erzählt werden müssen. Eigens für euch hat sich der Erzähler die Mühe gemacht, sie bei währendem Schreiben ins Hochdeutsche zu übertragen.“ Wenn Peters in seinem Essay „Formelhaftigkeit, ein Wesenszug des Plattdeutschen“ vor dem Aufenthalt im „Grenzgürtel der Sprachbezirke“ warnt, so widerspricht das nur scheinbar einer solchen „Übertragung“, in der durch das Hochdeutsche der niederdeutsche Sprachklang hindurchtönt, ja die direkte Rede plattdeutsch bleibt, sich als unübertragbar erweist. In Wirklichkeit gelingt es dem Erzähler, „das Reich der Formel, des Sprachzaubers, den seelenhaften Urgrund der Sprache“, den er im Plattdeutschen erkennt, zu vereinigen mit der „Unendlichkeit des Geistes“, die das Hochdeutsche öffnet. Plattdeutsch ist Peters' Muttersprache, in der gedruckte und bedeutende ungedruckte Dichtungen von ihm vorliegen. Aber in dem Roman „Die dröge Trina“ weitet sich das Niederdeutsche ins Hochdeutsche hinein durch eine Intensität des Dichterischen, das in seiner Art Elemente enthält, vereinigt und vergegenwärtigt, die sich teils bei Jeremias Gotthelf, teils bei Wilhelm Raabe und teils auch bei Theodor Storm finden. Wer aber daraus und aus dem Umstand, daß auch in diesem Roman die Jahrzehnte vor und nach 1900 den Hintergrund bilden, den Schluß zöge, die Welt und der Stil des Dichters seien mehr dem 19. Jahrhundert als dem unseren zugewendet, bliebe an der Oberfläche. Einer Gestalt wie der drögen Trina, die, wie der Bauer sagt, „zeitlebens trocken steht“, weil sie rechnet und rafft und sich sowohl dem Weinen als auch dem Lachen verschließt, statt sich hinzugeben und damit zu erfüllen, können wir bei Cervantes und Shakespeare in entsprechenden Abwandlungen ebensowohl begegnen wie bei Knut

Hamsun und Werner Bergengruen oder Heinrich Böll. Das gleiche gilt für die anderen Gestalten dieser Erzählung, die sich in alter Weise unmittelbar an den Leser wendet, Gestalten wie Trinas sanfter Bruder Hinneri, den sie ins Junggesellentum und auf den zweiten Platz in der Regierung des Geschwisterhofes verweist, ihr humorvoller Widersacher Hans Vollert, ihr hilfloser „Prinzgemahl“ Siewert, das Sibbel-Lischen und andere Gestalten eines dörflichen Weltspiegels, an denen auch nicht die Spur von „Blut- und Boden“-Geruch haftet. Und was den Standpunkt des Dichters in der Zeit betrifft, so sind kennzeichnend dafür das Motto für den Roman, ein Wort von Novalis: „Je mehr der Mensch seinen Sinn fürs Leben künstlerisch ausbildet, desto mehr interessiert ihn auch die Disharmonie — wegen der Auflösung“, und einige Sätze aus dem Einleitungskapitel: „Obwohl wir auch nicht erst seit gestern auf der Welt sind und mancherlei erlebt und mitangesehen haben, wollen wir nicht schwankend werden im Glauben an die vorwaltende Süße des Lebens. Süße und Salz sind im richtigen Mischungsverhältnis gleich notwendig. Beide bauen auf. Wir wissen aber, daß von vielen Seiten her in geheimnisvollen Kanälen auch zerstörerische Bitterkeit dem Brunnen des Lebens zusickert. Es ist unsere Aufgabe, solche Bitternis abzufangen und unschädlich zu machen — im Leben und in den Bildern dieses Lebens.“

Diese Einsicht in eine Aufgabe des Dichters, auf der das gesamte Werk von Friedrich Ernst Peters beruht, mag dieses Werk merklich abheben, vielleicht auch abseits rücken von manchen Erscheinungen der gegenwärtig im Vordergrund stehenden Literatur, die — zum Teil im Bewußtsein einer tragischen Sendung und mit hoher Kunst — vor allem die Abgründe weist und ausmalt, an deren Rand die Menschheit wandelt; mag es sich selbst auch die Frage des jungen Orgelspielers in der „Klosterkirche in Niederalteich“ stellen: „Trägst du noch, mein ungeprüfter Glaube?“ — es steht als unübersehbares Beispiel eines Glaubens, der wie der Pascals Kampf und Mühsal ist und dem doch Gnade geschieht, als Beispiel einer hohen Möglichkeit inneren Beheimatetseins in dieser Zeit.

Christian Jensen